



FESTSCHRIFT SGG

ZUM 90. GEBURTSTAG VON ESTHER DOSCH AM 1. FEBRUAR 2018

Liebe Esther

Mit dieser Festschrift gratulieren wir dir herzlich zu deinem neunzigsten Geburtstag!

Wir freuen uns sehr und empfinden es als etwas ganz Besonderes, dass wir dein neuestes Werk, einen feinsinnigen Artikel über Armin Schibler, in dieser Form drucken dürfen. Du hast den Komponisten seinerzeit selber portraitiert und setzt dich jetzt sowohl mit seiner Reaktion auf dieses Portrait als auch mit seiner Schrift auseinander. Ergänzend seien, als weiteren Ausdruck deiner ungebrochenen Schaffenskraft, einige Abstracts von Vorträgen vorgestellt, die du in den letzten Jahren in Zürich gehalten hast.

Wir freuen uns auch, dass du uns immer noch als ausgesprochen aktives Mitglied erhalten bleibst und dich mit uns zusammen für unsere Sache engagierst! Wir wünschen dir für die nächsten Lebensjahre gute Gesundheit, gute Wege und viele glückliche Stunden!

Für den Vorstand der SGG

Marie Anne Nauer



Über Esther Dosch

Zunächst Studium an der Kunstakademie Karlsruhe; tätig als Illustratorin und Porträtistin.

Kurse in Kunsterziehung "Malen mit Kindern im Vorschulalter".

Graphologische Ausbildung am IAP und am Graphologischen Seminar Zürich (Wulf Listenow).

Mitglied des Wissenschaftlichen Beirat und der Prüfungskommission der EGS von 1992-2017.

Tätig als Betriebsgraphologin, Beraterin, Ausbilderin, Supervisorin.

Vorträge und Seminare im In- und Ausland.

Schriftpsychologische Forschungsarbeiten und zahlreiche Veröffentlichungen in graphologischen Fachzeitschriften.

Buchpublikation: "Graphologie des Strichs".

Im Jahr 2008 ist Esther Dosch zum Ehrenmitglied der SGG ernannt worden.

Wandel der Schrift im Wandel der Zeit. *Vortrag Zürich 2014 - Abstract*

Es wird erläutert und durch Handschriften exemplarisch veranschaulicht, wie und warum sich im europäischen Raum, beginnend mit der Renaissance, zwei unterschiedliche „Schriftstränge“ (die lateinische und die deutsche Schriftform) herausbildeten, welche sich im Laufe der Jahrhunderte gestalthaft zunächst immer weiter voneinander entfernten, um in der neueren Zeit wieder nahezu in eins zusammen zu fließen.

Dieser Prozess des Wandels der Schrift vollzog sich unter dem Einfluss zweier Faktoren, des „genius saeculi“ (Zeitgeist) einerseits und des „genius loci“ (Geist des Ortes) andererseits.

Verfolgt man den Verlauf der beiden Schriftentwicklungen und versucht ihn mit Hilfe des graphologischen Instrumentariums zu verstehen, so schärft sich zugleich der Blick für die geistig-mentale Beschaffenheit der jeweiligen Epoche an ihrem jeweiligen Ort.

Der Ursprung der Schrift und ihre Wirkungskraft. *Vortrag Zürich 2015 - Abstract*

Wo auch immer Schrift entstand, gestalteten sich die ersten Formen, Piktogramm und Silbenschrift, aus der Bilderschrift. Dies fand am frühesten im Zweistromland vor etwa 5500 Jahren statt, im mesopotamischen Kulturraum. Von da bis zur Buchstabenschrift dauerte es dann nochmals anderthalb Jahrtausende.

Es wird gezeigt, wie sich die einzelnen Entwicklungsschritte gemäß dem Geist der jeweiligen, circa 2000 Jahre währenden Kulturepoche vollzogen. Die Epoche, die mit der Zeitenwende begann, kann als die Zeit des Briefeschreibens bezeichnet werden, beginnend bei den Briefen der römischen Philosophen und der Apostel.

In die zweite Hälfte dieser Kulturepoche fällt die Erfindung des Buchdrucks. In der Folge die Entwicklung der Handschrift, Hand in Hand mit der Entwicklung der Wissenschaften. Es begann ein beispielloser Austausch von Wissen und Ideen.

Von der Wirksamkeit der Schrift, speziell der Handschrift, verstehen wir jetzt, wo wir wiederum am Beginn eines neuen Zeitalters stehen, bereits sehr viel mehr. Kurz wird auf einige neuere Forschungsergebnisse über die Wichtigkeit der Interaktion von Hand und Gehirn eingegangen, sowie auf die sich abzeichnenden digitalen Konzepte.

Die unsichtbare Schrift. *Zuerst erschienen in der ZfS 4/2003 - Auszüge*

"Bei meiner eigenen Ausbildung am Graphologischen Seminar Zürich wurde grosser Wert gelegt auf das Erschliessen und Bewerten der immateriellen Linien und der Ligaturen, welche sich aus ihnen zu ergeben schienen. Sprachen doch die sogenannten ‚guten Luftlinien‘ für erhöhte Intelligenzfunktionen, die nicht vorhandenen für Umständlichkeit oder einen Mangel an Sinn für Zusammenhänge. Je direkter die Verbindung zu verlaufen schien, desto höher war die Intelligenz einzustufen. Ich selbst stiess immer mit der Idee an, die Bewegung in der Luft dürfe gar nicht direkter oder straffer sein als jene auf dem Papier, das Unsichtbare müsse doch dem Sichtbaren entsprechen. Mutmassung stand gegen Mutmassung. Beide Parteien waren, jede für sich, fest von der Richtigkeit ihrer Meinung überzeugt. Nun stellt sich jedoch mit unwiderlegbarer Sicherheit heraus, dass – wie so oft - keine von beiden Vorstellungen der Wirklichkeit entspricht."

Es zeigte sich vielmehr in der Konklusion:

1. Die Immateriellen Linien sind ein individuell geprägter, keineswegs zufälliger, sondern formkonstanter Teil der Schreibbewegung.
2. Die Immateriellen Linien können mit der sichtbaren Schrift korrespondieren oder aber auch ihr gestaltemässig zuwiderlaufen.
3. Die Immateriellen Linien sind Ausdruck der Gesamtpersönlichkeit und stehen offensichtlich für sehr viel mehr als lediglich für Intelligenzstrukturen.
4. Die Immateriellen Linien lassen sich typologisch einordnen.

www.sgg-graphologie.ch

Redaktion und Layout:

Dr. Marie Anne Nauer, CH-8006 Zürich
+41 44 362 96 03 m.a.nauer@bluewin.ch

Beiräte:

Dr. Urs Imoberdorf, 8032 Zürich
imoberdorf.u@swissonline.ch

Annemarie Pierpaoli
8123 Ebmatingen
pierpaoli.a@ggaweb.ch

SGG-Sekretariat: Ursula Sebben
Weinbergstrasse 102, CH-8006 Zürich
+41 44 364 50 51 info@sgg-graphologie.ch

ARMIN SCHIBLER IN BILD UND SCHRIFT

von
Esther Dosch

Wie ein Mensch auf andere wirkt, wie er sich selbst erlebt, und was sich in der Schrift ausspricht.

Wirklichkeit wird niemals ‚an sich‘ erfassbar, sondern nur über die Wahrnehmung. Was ein Mensch für wahr nimmt an der Erscheinung, hängt ab von Sichtschärfe und individuellem Blickwinkel einerseits und von der Klarheit des inneren Spiegels, auf den das Bild der Erscheinung trifft, andererseits. Je komplexer die Erscheinung ist, je vielschichtiger der Mensch, den wir betrachten, desto mehr Aufmerksamkeit erfordert es, die sich überlagernden Aspekte des Wahrgenommenen analysierend zu trennen, zu deuten und sie sodann wieder zum lebendigen Ganzen zu vereinen. Diese Aufgabe stellt sich gleichermaßen dem Porträtisten wie dem Graphologen.

Es ist aber hier nicht nur das Medium der Darstellung des Geschauten verschieden, sondern auch der Grad der subjektiven Freiheit. Beim Portraitieren gibt es, abgesehen von maltechnischen und kompositorischen Gesetzmäßigkeiten, keinerlei bindende und verpflichtende Vorgaben; man kann einen Menschen darstellen, wie Tizian oder wie El Greco es taten, wie Renoir oder Hodler, um nur einige kontemporäre Gegensatz-Künstler zu nennen. Die graphologische Interpretation hingegen ist durch klare Vorkenntnisse der Gestalt-, Gesamt- und Einzelmerkmale bereits definiert und damit auch in gewissem Maße objektiviert.

Diesen beiden in sich verschiedenen Sichtweisen von außen steht nun jedoch das Zustandekommen des Selbstbildes diametral gegenüber. Während Wahrnehmung immer zunächst über die Sinne geht, sodann aber auch über die feineren Sensoren, wie Intuition oder gar Inspiration, entspringt die Wahrnehmung des Individuums seiner selbst, dessen was es an sich für wahr nimmt, völlig anderen, niemals genau benennbaren Quellen. Da sind Grundängste und Hoffnungen des Menschen, seine Ich-Imago, das Leitbild, der ethische Überbau, der ‚Schatten‘ – und nicht zuletzt die Spiegelung durch das Umfeld. Sie alle wirken als prägende Faktoren. Das Selbstbild deckt sich daher nicht unbedingt mit dem Fremdbild.

Ziel dieser Arbeit ist nun, am Beispiel des Komponisten Armin Schibler, die Fremdsicht, in diesem Fall die meine in der bildlichen Darstellung, mit der Selbstsicht Schiblers zu vergleichen, und dann zu prüfen, was sich in der Handschrift zeigt von dem, was der Schrifturheber selbst in sich erkennt, und was die Schrift aussagt über das, was ein Gegenüber wahrnimmt, in diesem Fall die Portraitistin. Widersprechen sich die Sichtweisen völlig oder teilweise? Oder aber legieren sie sich gar bei der Interpretation der Handschrift zu einer neuen Totalität?

Armin Schibler, 1920-1986, war zu seinen Lebzeiten einer der meist gespielten Schweizer Komponisten. Die Ausgabe „Schweizer Komponisten unserer Zeit“ Verlag Amadeus, 1993 registriert auf dreieinhalb Seiten eine Werkauswahl, welche musikdramatische Werke, Sinfonik, Oratorien, konzertante Werke und Kammermusik enthält, sowie auch das musikerzieherische Werk. International bekannte Dirigenten und Solisten realisierten die Uraufführungen seiner Kompositionen. Er erhielt mehrere internationale Preise und zuletzt als Würdigung seines Gesamtwerks den Musikpreis der Stadt Zürich.

Ich muss gestehen, dass ich davon nichts wusste, als ich Schibler anfangs der Siebzigerjahre kennenlernte. Vor allem aber merkte ich ihm selbst auch keinerlei ‚Ruhm-Bewusstsein‘ an. Vielmehr begegnete er mir mit lebhafter Neugier für das, was ich tat, und worin er hinsichtlich Sprache bald eine Möglichkeit der Kooperation und Bereicherung für sein eigenes Werk zu sehen glaubte.

Denn das Werk beschäftigte ihn ununterbrochen. Alles, was dieser ungeheuer aktive Mensch unternahm, wurde auf irgendeine Weise zu ‚Werk‘. Sein gesamtes Schaffen betrachtete er offensichtlich als die Erfüllung eines Auftrags zur Erhöhung des Bewusstseins der Menschen seiner Zeit. Es wäre falsch zu sagen, Armin Schibler sei ego-zentriert gewesen, er war jedoch in hohem Maße werk-zentriert.

1981 beauftragte er mich mit einem Portrait, einem Doppelportrait von sich und seiner Frau Tatjana, Violinistin im Orchester der Tonhalle (Abb.1). Mit dem großen zeitlichen Abstand sehe ich das Bild heute aus genügender Distanz, um weitgehend objektiv darüber zu sprechen.



Abbildung 1: Doppelportrait Armin und Tatjana Schibler (Esther Dosch, 1981)

Wir sehen das Paar vor einem etwa im Goldenen Schnitt geteilten Hintergrund, die größere, helle Seite nimmt der Mann ein, die kleinere, dunkelrote erscheint als das Revier der Frau. Die beiden Oberkörper grenzen dicht aneinander, ja überschneiden sich sogar, indem Armin sich noch etwas in den Raum Tatjanas hineinschiebt. Sein Bedürfnis nach totaler Nähe ist spürbar, doch schaut er die Frau nicht an. Sein dringlicher Blick geht in die Weite, das weiße, leere Blatt liegt parat, um Musik oder Sprache darauf zu notieren. Tatjana hält ihre Geige auf den Schoß gestützt. Auch ihr Blick geht in die Weite, doch eher in eine traumhaft ungesicherte. Im Vergleich zu Armin erscheint sie auf seltsame Weise undefiniert. Unwillkürlich stellt sich hier die Frage, ob dabei neben dem Persönlichen auch der polare Gegensatz ‚Männlich-Weiblich‘ ausgedrückt ist.



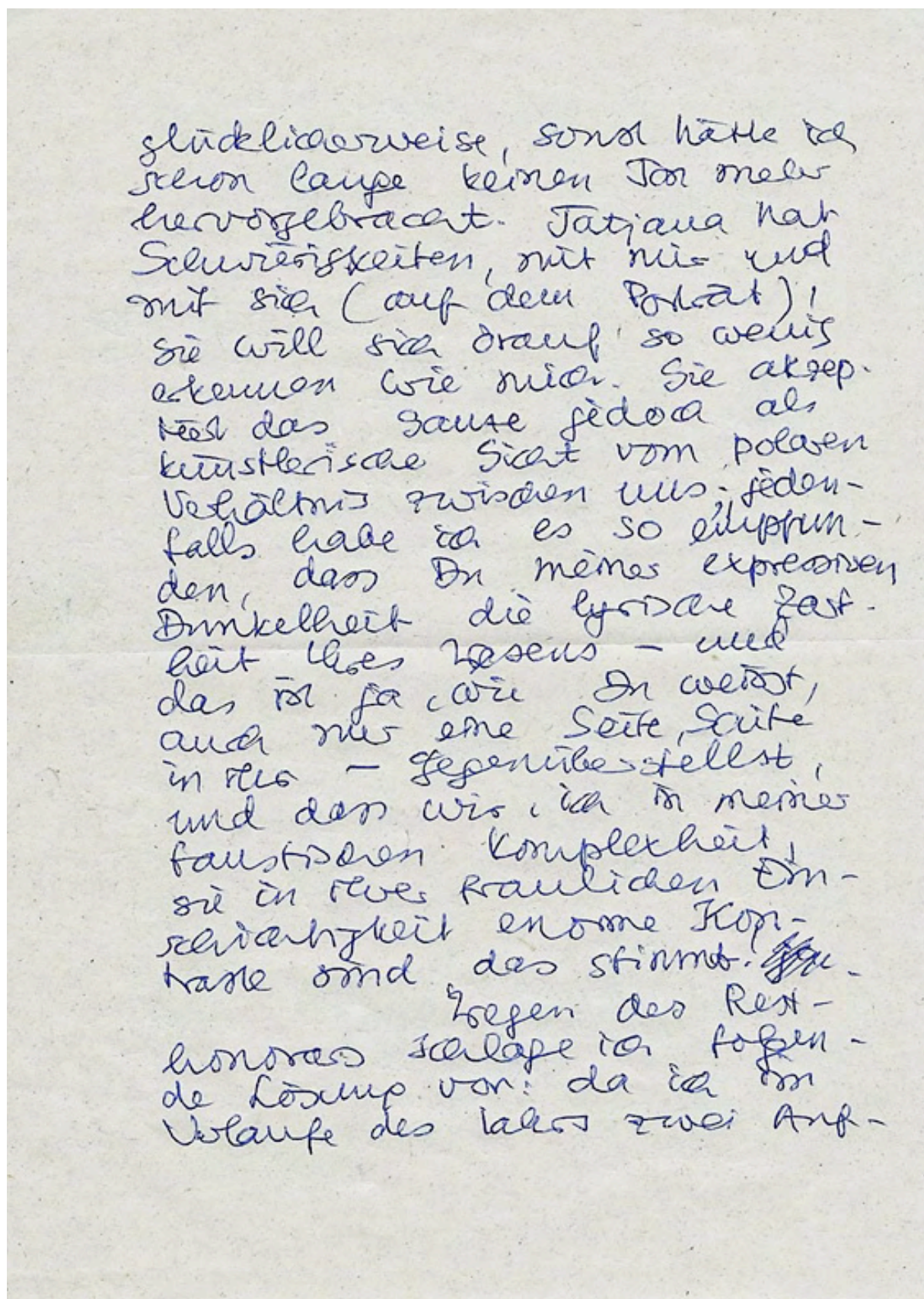
Wie auch Tatjana empfand Armin das Portrait zunächst als befremdend. Als Gegenbild sandte er mir ein Foto von sich mit Yehudi Menuhin, für den er im Jahr zuvor ein Violinkonzert komponiert hatte im Auftrag des Kantons Solothurn anlässlich des Jubiläums der fünfhundertjährigen Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft.

Wir sehen eine sehr viel sanftere und gelassener Physiognomie. Sie spiegelt offenbar Schiblers Selbstsicht wider. Leicht kann man nun nachempfinden, dass das Portrait ihn eher schockieren musste.

Abbildung 2:
Zeitungsausschnitt mit Foto von
Armin Schibler (links) und Yehudi Menuhin

Die zahlreichen Briefe, in denen er sich in den folgenden Jahren mit dem Portrait auseinandersetzte, kennzeichnen die ehrliche Suche nach der Erkenntnis der eigenen Identität und die Intensität, mit welcher Schibler im Ganzen die Welt zu ergründen suchte.

Ich habe zwei Briefstellen gewählt aus den Jahren 1982 und 1984, um die Handschrift sowohl in der Kugelschreiberfassung wie auch in einer mit der von ihm oft gebrauchten Art-Pen wiederzugeben.



glücklicherweise, sonst hätte ich
schon lange keinen Ton mehr
hervorgebracht. Tatjana hat
Schwierigkeiten, mit mir und
mit sich (auf dem Polart),
sie will sich drauf so wenig
erkennen wie mich. Sie akzep-
tiert das Ganze jedoch als
künstlerische Sicht vom polaren
Verhältnis zwischen uns, jedo-
falls habe ich es so einge-
den, dass Du meines expressen
Dunkelheit die lyrische Zart-
heit des Wesens - und
das ist ja wie Du weißt,
auch nur eine Seite, Seite
in der - gegenüberstellst,
und das wie ich in meines
faustischen Komplexheit,
sü in der kaulichen Em-
scheidung enorme Kon-
traste sind das stimmt. ~~Die~~
Gegen des Rest-
honorar schlaf ich folgen-
de Lösung vor: da ich im
Umlauf des Jahres zwei Auf-

Abbildung 3: Brief Armin Schibler an Esther Dosch, (Seite 2) vom März 1982

1. Februar 1984

Liebe Esther,

Im hast Geburtstag! -
lass uns dran teilhaben, sei Be-
glückwünscht mit allem, was Dir
allenfalls nützt. Dazu eine kleine
Meldepap, die Dir freuen wird:
Wir konnten Schwiter-Eltern kommen,
stell Dir vor, ein Ehepaar, das
wirklich drauskommt. Irgendwie
kamen wir auf Porträts, holten
das Fotoalbum und zeigten UNS
von Dir gemalt. Urteil: ein selb-
starkes Doppelporträt, mit allen
Konsequenzen der Anwesenheit über die
Ähnlichkeit hinaus. Es finde es
gut, dass es bei Dir bleibt; gerne
aber würde ich es publizieren im
nächsten Bündchen, wenn es so weit
ist.

La griesse meinen zweit-
ten Winter im Schuldienst - kürz-
lich feierte ich mein 40-jähriges Jubi-
läum mit einer Flasche Bier.

An Sonntag wird
in Schwamendingen (109.304) installiert. Was Sie
macht und lebt, hat Haut und
Fuss - über Herz sind wir uns noch
nicht ganz im Klaren.

Seid herzlich gegrüsst
von Euren

Pyjama und Armin.

Abbildung 4: Brief von Armin Schibler an Esther Dosch von 1984

Zunächst möchte ich mich ausnahmsweise mit dem Inhalt des Geschriebenen beschäftigen und lasse dazu hier einen Ausschnitt des Briefes vom März 1982 (Abb. 3) in Transkription folgen.

Zuvor will ich Dir noch wegen des Doppelportraits schreiben [...] Unsere Reaktionen kennst Du: Ich finde es persönlich und stark, obgleich ich mir selbst nicht sympathisch bin drauf – aber diese etwas aggressive, sich selbst zur Behauptung bringende Seite gibt es in mir vielleicht, glücklicherweise, sonst hätte ich schon lang keinen Ton mehr hervorgebracht. Tatjana hat Schwierigkeiten mit mir und mit sich (auf dem Bild). Sie will sich drauf so wenig erkennen wie mich. Sie akzeptiert das Ganze jedoch als künstlerische Sicht vom polaren Verhältnis zwischen uns. Jedenfalls habe ich das so empfunden, dass Du meiner expressiven Dunkelheit die lyrische Zartheit ihres Wesens – und das ist ja, wie Du weißt auch nur eine Seite, Saite in ihr – gegenüberstellst, und dass wir, ich in meiner faustischen Komplexität, sie in ihrer fraulichen Einsichtigkeit enorme Kontraste sind, das stimmt.

Es soll uns nicht stören, dass man hier dem Zeitgeist des letzten Jahrhunderts gemäß noch einiges als rückständig empfindet. So dürfte man etwa von ‚fraulicher Einsichtigkeit‘ heute kaum mehr reden, und ich bin sicher, auch Armin käme nicht mehr auf die Idee. Ebenso würde er sich selbst heute sicher nicht mehr ‚faustische Komplexität‘ attestieren. Und doch scheinen uns diese Ausdrücke angesichts des Portraits im Grunde gar nicht so abwegig. Zumindest wird Schiblers Versuch, dadurch die polare Gegensätzlichkeit von sich und seiner Frau zu umreißen, nachvollziehbar. Vor allem aber imponierte mir schon damals die Tapferkeit, welche in dieser unaufhörlichen Auseinandersetzung mit dem Verwirrenden des Bildes liegt.

Zwei Jahre später nun der nächste Schock, welcher für Schibler in der zweiten ‚Fremdsicht‘ auf sich selbst erfolgt, indem Außenstehende das Doppelportrait als über die Ähnlichkeit hinaus aussagekräftig einstufen. Ich lasse auch hier das Transkript der Briefstelle (Abb.4) folgen.

Wir lernten Schülereltern kennen, [...] ein Ehepaar, das wirklich drauskommt. Irgendwie kamen wir auf Portraits, holten das Fotoalbum und zeigten UNS von Dir gemalt. Urteil: ein sehr starkes Doppelportrait, mit allen Konsequenzen der Aussage über die Ähnlichkeit hinaus.

Er schenkte mir den Bericht gleichsam zum Geburtstag, was wiederum ein Zeugnis seiner redlichen und echten Bemühung um Verständnis darstellt.

Im Versuch einer Analyse wende ich mich nun der Handschrift selbst zu. Natürlich ist sie mir überaus vertraut, vertraut wie eben die Schrift eines Freundes ist, mit dem man in jahrelangem Austausch stand. Ich bemühe mich auch hier um größtmögliche Objektivität.

In beiden Schriftproben fällt zunächst und vor allem der starke Kontrast zwischen Ordnung und Chaos auf. Als ob in dem Schreiber ein ständiger Kampf zwischen ‚Es‘ und ‚Ich‘, zwischen Wille und Gefühl stattfände. Und – was noch erstaunlicher ist, der bewusste Wille geht immer ‚als Sieger vom Platz‘. Das drückt sich unübersehbar aus in dem straff über die ganze Seite durchgehaltenen Duktus.

Es ist nicht der einzige Kontrast in diesen spannungsvollen Schriftzügen. Da findet sich ferner das Neben- und Gegeneinander von Dichte im Wortkörper und Lückenhaftigkeit im Schreibraum, von sanften Rundungen und scharfen Winkelzügen, von liebenswürdig Durchschlauftem und abruptem Abbruch.

Aber eigentlich hätte ich doch anders anfangen müssen, hätte auf die psychische Substanz hinweisen sollen, auf Fülle und Formenreichtum dieser kreativen Schrift bei stets gewahrter Gestalt. Wie sich da eine fast zwanghafte Präzision mit großer Freiheit in der Variation legiert, wie Phantasie und Gestaltungswille das starke Überich dominieren. Wie also die Führung durch sein Selbstideal dabei ist, die Hemmnisse zu überwinden, welche sich dem Schreiber durch Erziehung an diesem Ort und in dieser Zeit in den Weg stellen.

Ich ertappe mich dabei, wie ich beginne, die Handschrift von Armin Schibler zu beschreiben statt, wie ich mir vorgenommen, sie zu interpretieren. Aber liegt nicht in dieser Beschreibung die Deutung doch schon eingeschlossen, sodass sie sich nun gleichsam von selbst ergibt?

Wir sehen einen passionierten Menschen vor uns, der die Dinge genau und mit analytischer Schärfe betrachtet, sie dabei aber gleichsam mit innerster Anteilnahme umfasst und gefühlsmäßig bewertet. Gelassenheit oder gar Gleichgültigkeit sind ihm fremd. Aggression nahm bei ihm die Form von unbedingtem Verwirklichungsdrang an. Die Makrostruktur der Schrift zeigt, wie souverän er seinen Alltag im Griff hatte, den Überblick, mit dem er sich selbst und die Vielfalt seiner Aufgaben und Pläne zu organisieren verstand. Die Mikrostruktur verrät die handwerkliche Detailsorgfalt sowie unermüdlischen Fleiß und Ausdauer.

Als ‚Schatten‘ finden wir hier einen Mangel an Anpassungsfähigkeit und echtem Einfühlungsvermögen. Das dürfte Armin Schibler selbst vollkommen unbewusst geblieben sein, umso mehr, als er sich aufgrund seines Selbstideals und seiner emotionalen Wärme für einen besonders zugewandten Menschen halten musste. Wer im Alltag mit ihm zu tun hatte, spürte seine Anteilnahme, könnte aber doch immer wieder einmal unter dem Eigensinn gelitten haben, mit dem er seine Ideen verfolgte. Für Armin selbst war gewiss der Zwiespalt zwischen Sehnsucht nach Nähe und Angst vor Nähe ein Thema, vor allem aber wohl das überwältigende Erlebnis der Einsamkeit.

Wenn wir nun zurückblenden auf unsere Frage, inwieweit sich Fremdsicht und Selbstsicht in der Handschrift von Armin Schibler zeigen, so rückt unwillkürlich die Gestaltung des Mittelbandes in den Vordergrund. Durch die Betonung der Mittelzone und die gemüthhaften Rundformen der a-o-Reihe wirkt die Schrift auf den ersten Blick eher feminin als maskulin. Der Eindruck wird verstärkt durch durchschlaufte Girlanden und Arkaden. Diese vordergründig liebenswürdige Formensprache dürfte dem Leit- und Selbstbild des Schreibers entsprochen haben.

Erst bei näherem Hinsehn springen die Härten der Schrift ins Auge: Da sind entschiedene Querungen, spitze Winkel und abrupte Endzüge. Sekundäre Weite wechselt mit gepresster Enge, das Ganze wird durch straffe Struktur dominiert. Hier äußert sich eine männlich drängende Unbedingtheit, welche der ‚Fremdsicht‘ im Portrait entspricht. Die Handschrift zeigt also ein spannendes Ineinander und Miteinander der beiden Komponenten von Außen- und Innenwahrnehmung, welche zugleich die Ambivalenz wie auch den Reiz und die Begabung dieser besonderen Persönlichkeit ausmachen.

Nach der Beschäftigung mit der Handschrift erscheint es mir fast, als ob das im Portrait dargestellte ‚Doppel‘ nicht nur die zwei Personen, Armin und Tatjana, sondern in einem tieferen Sinn auch das ‚Doppel‘ der Seelenanteile in Armin Schibler selbst meint: Das maskulin Zupackende und die sanft leuchtende Anima im Hintergrund.

AUSGEWÄHLTE DEUTSCHSPRACHIGE ARTIKEL VON ESTHER DOSCH

Manier und Manierismus in der Handschrift. *ZfM 1986/3 / AGP 2008/1*

Der Niederschlag physischer und psychischer Energie in der Handschrift. *ZfM 1988/1*

Die narzisstische Störung und Schriftmanierismen. *ZfM 1991/4*

Die graphologische Deutung der Druckschrift. *AGP 1992/3*

Die Angst unserer Zeit und ihr Ausdruck in der Handschrift. *ZfM 1994/4*

Die Entwicklung des Seelebegriffs und seine Auswirkung auf die Graphologie der ersten Jahrhunderthälfte. *ZfM 1995/4*

Kreativität und Manier. *ZfM 1996/2*

Rhythmus, Melos, Harmonie. *ZfM 1998/1*

Schriftrhythmus als Ausdruck psychischer Balance. *ZfM 1999/1*

Zwei Monate aus dem Leben Goethes - die Handschrift des italienischen Tagebuchs. *ZfM 1999/3*

Modelle nach Knobloch in der Druckschrift. *ZfS 2002/2*

Die Handschrift der Jahrtausendwende. *ZfS 2001/4*

Die unsichtbare Schrift. *ZfS 2003/4*

Reife, Naivität, Infantilismus. *ZfS 2004/4*

Die vierte Dimension im Schreibraum. *AGP 3/2006*

Michelangelo in seiner Handschrift. *AGP 2/2008*

In Zusammenarbeit mit Gabriele Schmidt: Handschriftveränderungen beim Schreiben ohne visuelle Kontrolle. *Punktum 2010*

Greift nur hinein ins volle Menschenleben – Vitalität und Dynamik in der Handschrift. *AGP 3/2009*

Die Interpretation der ungeübten Schrift. *GraphologieNews, Ausgabe 11/12_2014*

Wandel der Schrift im Wandel der Zeit. *Vortrag Zürich 2014*

Der Ursprung der Schrift und ihre Wirkungskraft. *GraphologieNews, Ausgabe 01/02_2016*

Zur Handschrift von Emmanuel Macron. *AGP 2/2017, SGG Bulletin 117, 2017*